„Ist in der Stube," stotterte der Klaus, der seine Worte nicht mehr zusammen finden konnte, so weich war's ihm bereits ums Herz. Also schritten die beiden Brüder ungesäumt hinein. Die alte Mutter stand hinter dem Ofen und reichte ihre zitternden Hände beide dem Ankömmling entgegen, der so lange von ihr fort gewesen, und bestürmte ihn dann mit Fragen, die der Dietrich nicht vorsichtig genug zu beantworten wußte.

„Es ist alles wohl, liebe Mutter!" antwortete Dietrich ein über das andere Mal; „morgen, liebe Mutter! erzähle ich Euch mehr. Aber habt Ihr mir nichts zu Essen aufgehoben?"

„Ach Gott!" seufzte die bekümmerte Mutter. Du armes Kind hättest gewiß gern etwas Warmes; aber wir haben ja gar nichts mehr."

„Kümmert Euch nicht so sehr, Mutter!" versetzte Dietrich, „seht, was ich Euch mitgebracht," und damit packte er eine große Bratwurst aus der Tasche und legte sie der überraschten Mutter in die zitternde Hand. In der Dunkelheit tastete die arme Frau an der Wurst herum und lächelte vor Behagen und Glück. „Du bist doch ein guter Junge!" stammelte sie, während der Klaus die mit großer Mühe angezündete Lampe herbeibrachte und dem Bruder damit ins Gesicht leuchtete. Darin stand eine funkelnagelneue Schrift geschrieben, die übrigens der Klaus zu lesen verstand, obwohl er meinte, Dietrich habe sich binnen drei Tagen außerordentlich verändert. „Du hast gut gehandelt; ich sehe es dir an," lachte der Klaus, dem selbst die Glückseligkeit aus den Augen leuchtete. „Ja, mit Gott gut gehandelt," erwiderte Dietrich, und soll's das letzte Mal nicht sein. Doch laß erst die Mutter zu Bette gehen, damit wir ungestörter mit einander reden können."

Also ging auch bald darauf die Mutter ins Kämmerlein. Sie hatte die Bratwurst richtig noch in der Hand, und es durfte in der Nacht selbst die vertraute Katze nicht mit in die Schlafkammer. Des Sohnes Liebe war ihr ein sanftes Ruhekissen. Im Besitze von der Bratwurst und dem Dietrich hätte sie mit keiner Kaufmannsfrau in Wollheim getauscht; denn hatte die auch Bratwürste, so hatten sie doch alle keinen Dietrich.

Als die beiden Brüder allein waren, begann der Dietrich von seiner Handelswanderschaft zu erzählen. Mit einem trockenen Stück Brot war er am ersten Tage wohl fünf Meilen weit ins Land gegangen, über die Roer hinaus der Maas zu. Dort hatte er erst auf einsamen Höfen sein Zeug feil geboten. Anfänglich ging's mühsam mit dem Verkaufe, nur hier und da ein paar Ellen, aber doch schon zu ziemlich guten Preisen. Dietrich's allzugroße Schüchternheit war keine sonderliche Empfehlung. Als er aber das erste Geld in der Tasche hatte, wuchs schon sein Mut. Dazu fanden die Leute das Zeug gar nicht einmal so schlecht, wie Herr Klaus es gemacht, und verwunderte sich wohl über den gar billigen Preis. Das merkte sich der Klaus, und bei der nächsten Gelegenheit war's schon etwas anders. Dazu gesiel nun der Dietrich durch sein treuherzig bescheidenes Benehmen, das immer mehr die Furcht und Befangenheit ablegte, wie sein Stück leichter wurde. Am zweiten Tage, nachdem er mehrere Male vergeblich angefragt, geriet er in eine kleine Ortschaft, die beinahe ganz aus reichen Bauerngütern bestand. Hier hatten gerade sich Weiber bei einer Kindtaufe zusammengefunden, als der Dietrich mit seinem Pack wie unversehens in das Haus trat, worin die Kindtaufe gefeiert wurde. Die durch die Festlichkeit in heiterer Stimmung befindlichen Weiber machten sich über den jungen Handelsmann her und neckten ihn in ihrer Weise mit schalkhaften Späßen. Der Dietrich, in dem mehr Witz stak, als er selber wußte, nicht plump und nicht dumm, gab Antwort, so gut er vermochte. Das reizte die Weiber noch mehr zum Lachen, und aus dem Lachen ging man zum Handel über, der damit endete, daß das Stück nicht einmal ausreichte, alle Kauflust zu befriedigen. Aber es der spaßhafte Handelsmann, war es der wohlfeile Chamois (Gamus nannte man es) — kurz, die Weiber hatten nicht allein ihr Plaisier daran, dem Dietrich seine Ware ausgekauft zu haben, sondern derselbe mußte nun auch ins Haus, um von dem Kindtauf-Schmause seinen Teil mitzunehmen. Auch mußte er erzählen, wo er daheim war, und als er dem Hausvater eine große Bratwurst für seine alte Mutter ablaufen wollte, kriegte er die größte, die im Hause war, und bezahlen — durfte er nichts dafür. Das gefiel den Leuten ungemein, daß er so sorglich an seine Mutter dachte, und wiederkommen solle er nur bald, denn man brauche noch viel.

Als der Dietrich gegen Abend aus der Ortschaft hinausschritt, meinte er, um einen Kopf sei er gewiß größer geworden. Sein Herz quoll ihm über, ein frischer Tränenguß, — der letzte, — dann ein heißes Dankgebet zu Gott, das war das Nächste, was er zu beginnen wußte. Als er bei einer einsam im Felde stehenden Baumgruppe sich allein befand, überzählte er sein Erlös. Wenn er den Wert des Garnes abzog, blieben ihm wohl noch 25 Taler. „Fünfundzwanzig Taler!" rief er unwillkürlich aus. So reich war er in seinem Leben nicht gewesen. Da schoß ihm wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: "Hast du an den einzigen Stücken so viel gewonnen, dann mag der wütige Herr Klaus sich selber weben. Machst du erst gutes, tüchtiges Zeug, dann geht der Handel noch besser. Daß du Handeln kannst, hast du nun erfahren." „Richtig — der Dietrich entschloß sich sofort, die Weberei inskünftig auf eigene Faust zu beginnen und den Handel ebenfalls auf eigene Rechnung zu führen. Gedacht, gesagt, — der Entschluß stand fest. Nun war er aber ein gutes Endchen von seiner Heimat bereits entfernt, und das war sein Glück. Wäre er mit der Entdeckung gleich zu Hause gewesen, dann hätte er wahrscheinlich vor lauter Glück Spectakel gemacht, seine Pläne aller Welt ausgekramt und — seine Sache verdorben. Er hatte eine gute Tagereise heim, und darüber kam's anders.

Als er nämlich am folgenden Morgen in dem Wirthause, wo er übernachtet, seine Zeche bezahlt hatte und nun so allein in den frischen Frühlingsmorgen hinein marschierte, überlief ihn sein neues Glück der Art, daß er meinte, es allen Menschen erzählen zu müssen. Wäre ihm ein Bekannter begegnet, dem wäre er sicher um den Hals gefallen und hätte ihn mit einem Juchhei in die Höhe gehoben. Gut, daß keiner kam! Als der erste Glücksrausch eben vorüber war, stieß ihn der Hochmut an. Wie stolz wollte er nun wohl an dem stattlichen Hause des Herrn Klaus, den er gar nicht mehr nötig hatte, vorübergehen, — wie keck ihm die Bezahlung für das Garn vor die Füße werfen! — in Wollheim solle man doch einmal sehen, was der Dietrich für ein Kerl wäre. Alle Tage möge er doch wohl ein solches Stück zusammenweben, und wenn auch hie und da die Nacht dazu ginge, Verdiene er aber jede Woche auch nur zehn Taler, dann wolle er schon den Herren spielen. Solcherlei Gedanken flogen dem Dietrich wohl um den Kopf, aber ins Herz drangen sie deswegen doch noch nicht so schnell. Das war im tiefsten Grunde viel zu fromm, als daß es nicht den Versucher sofort bemerkt hätte. Allerdings, wo die Gottesfurcht das Menschenherz nicht regiert, finden hochmütige Gedanken ihren heimischen Boden und wurzeln schnell.

Während er so bereits eine Weile des Weges daher schritt, selig allein in der jungen Welt, bemerkte er ein altes Männchen, das, die leere Kiepe im Tragriemen über der Schulter hangend, in vornüber gebückter Stellung, die Arme um den der Kiepe untergeschobenen Wanderstock geschlungen, seines Weges still und sinnig daher zu dujseln schien. Als er näher kam, erkannte Dietrich in ihm einen Händler mit Töpferwaren, den er oftmals schon in Wollheim gesehen. Mit ihm machte der Dietrich Bekanntschaft, und keine Viertelstunde dauerte es, als der alte Händler schon das ganze Glück des jungen Händlers wußte. „Ihr seid sehr offenherzig, guter Freund," bemerkte endlich der Alte auf den Bericht Dietrichs, machte seine Arme und den Wanderstock los, mit dem er dann die Kiepe stützte, blieb stehen und sah den Dietrich so recht nachdenklich an. „Ich möchte Euch wohl einen guten Rat geben, wenn er angebracht wäre." Hob der Alte dann an. „O, warum nicht!" rief der Dietrich aus, dessen Herz so offen war, wie seine Zunge geläufig geworden. „Hat doch mein Schulmeister gesagt, man solle Gutes lernen, wo man nur könne. Daran trüge man sich nicht schwer."

„Nun, dann lernt an fremdem Schaden klug werden," versetzte der Alte mit einer eigentümlichen Betonung. „Ich will Euch mit ein paar Worten meine Geschichte erzählen; daraus könnt Ihr Euch jetzt eine besonders gute Lehre nahmen, wenn Ihr wollt. In der Jugend gings mir auch nicht sonderlich, ungefähr wie Euch. Als ich aber kurz vor meiner Heirat von einem fernen geistlichen Onkel ein paar Hundert Kronentaler geerbt hatte, meinte ich den Teufel bannen und die Welt umwerfen zu können. Jedermann erzählte ich mein Glück und tat groß damit, denn es kam plötzlich und unverhofft. Da ist es manchem eingefallen, sich an meinem Glücke zu beteiligen, der mich sonst nicht angesehen hatte, und, ich weiß nicht, wie es kam: daß man mich hofierte, tat mir wohl und stiefelte meinen Hochmut noch mehr. Auch ich war ein junger, unternehmender Mann, der sein Glück in Handelsplänen suchen wollte und dabei gern vor der Welt in die Flügel schlug. Aber was schnell in die Höhe schießt, wird selten stark. Endlich prahlte ich mehr, als ich ausführen konnte; gewöhnlich hatten andere schon die Nüsse geschlagen, bevor ich ankam, die Handelschaft ging den Krebsgang; das Hauswesen fiel ineinander und nun . . ." — Der Alte nahm seinen Stock wieder auf, steckte ihn hinten quer unter der Kiepe her und schritt, den Kopf gesenkt, in gewohntem Paßschritt daher, — „und nun geriet ich vom Pferde auf den Esel, und vom Esel — seit zwanzig Jahren gehe ich schon mit irdenen Waren durchs Land, und habe nun Zeit, meinen eigenen Handel und Wandel zu bedenken. Wenn Ihr klug seid, junger Freund! dann sagt keinem Menschen weder von Eurem Glück, noch von Eurem Plänen; dann bleibt still und bescheiden in Eurer täglichen Gewohnheit des Lebens, dann redet mehr mit Gott, als mit fremden Leuten über das, was in Eurem Herzen vorgeht. Der Handel ist ein ungewisser Erwerb, und endlich tut nichts weher, als sich in seinen alten Tagen der durch eigene Torheit vorborbenen guten Tage seiner Jugend bloß zu erinnern. Je besser es Euch ergeht in der Welt, um so weniger Lärm macht mit Eurem Glücke, besonders vor fremden Leuten. Sagt, das habe Euch ein alter Topfkrämer gesagt."

Denksprüche.

Hältst du deine Tür dem Armen
Und dein Haus dem Fremdling offen,
Darfst du bei dem Weltenrichter
Einst auch auf Erbarmen hoffen.

* * *

Der Seele reinste Freuden
Ruh'n in des Kummers Schoß
Und ringen sich durch Leiden
Erst von dem Ird'schen los.

* * *

Der gesunkene Mann kann durch seine Frau gehoben und gebessert werden; die gesunkene Frau steht selten wieder auf.

Güldene Brockensammlung.

In manchem Haus in alten Truhen — Noch viele schöne Sachen ruhen — Ringe, die vom Bräutigam — Einst in Lieb' die Braut bekam — Uhren, die, weil unmodern — Bleiben Aug und Weste fern — Steine, schön, doch so gefaßt — Daß es nicht zur Jetztzeit paßt — Und noch vieles, das zum Schmücken — Einst wollt' jung und alt beglücken — Bitte, sucht in euren Schränken — Nach solch gold'nen Angedenken — Was ihr findet, schickt geschwind — Daß es schön Verwendung find't — Sicht, in goldenen Monstranzen — All die Sachen sich verpflanzen — Zu den Orten, wo die Leute — Außer sich sind ganz vor Freude — Wenn sie sehn, wie's höchste Gut — In den Goldmonstranzen ruht — O ja die Diaspora — Deren Armut geht uns nah — Freut sich, wenn wir viele Brocken — Kästchen, Schränken, Truh'n entlocken — Und am Altar bald die Gaben — Herrlichste Bestimmung haben.

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer

kamen ein:

Von Neuß 1 Brosche, 1 Ring, 1 Uhrschlüssel nebst 2 Kleinigkeiten. — Von Neuß 5 Mark in Silber und 2 Kreuzchen. — Von Neuß 4 kleine Silberstückchen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 30. Sonntag, 23. Juli. 1921

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 24. Juli: Christina.
Montag, den 25. Juli: Jakobus.
Dienstag, den 26. Juli: Anna.
Mittwoch, den 27. Juli: Pantaleon.
Donnerstag, den 28. Juli: Viktor.
Freitag, den 29. Juli: Martha.
Samstag, den 30. Juli: Flora.

Sonntagslesung.

Von der Sanftmut.

Die Sanftmut und Milde ist eine Tugend, die seltener zu finden ist, als die Keuschheit; auch ist sie vortrefflicher als diese und alle übrigen Tugenden, da sie die Liebe vollendet und krönt, die nur dann in ihrer Vollkommenheit strahlt, wenn sie sanft und gütig ist. Daher soll man die Sanftmut in hohen Ehren halten und allen Fleiß aufwenden, dieselbe zu erlangen. (Fr. v. Sales.)

Die Sanftmut ist eine Tugend, die eine edle Seele voraussetzt. In der Tat sind auch die Sanftmütigen über alles erhaben, was man ihnen sagen und antun mag. Sogar dann, wenn sie durch Worte oder Taten beleidigt werden, verlieren sie nicht die Ruhe und bewahren den Frieden ihrer Seele. (Thomas von Aquin.)

Nichts erbaut den Nächsten so sehr, als liebreiche Güte, sie ist eine Leuchte des guten Beispiels. Wohlwollen, Liebe und Sanftmut sind Tugenden, die wundersam dahin wirken, die Herzen der Menschen zu gewinnen und sie so zu stimmen, daß sie gern tun, was der Natur am meisten zuwider ist. Vinzenz von Paul.)

Gebet: Verleihe mir, o Gott, die Gnade, daß meine Worte stets vom Geiste der Sanftmut beseelt seien und daß diese Sanftmut aus einem Herzen voll heiliger Liebe komme.

Ueber das christliche Leben.

Der hl. Aloysius.

V.

Die fromme Mutter des hl. Aloysius, so erzählten wir in einem früheren Artikel, hatte von Gott einen Sohn erbeten, den sie einst als Ordensmann ihm wieder schenken wollte.

Dieser Wunsch schien jetzt in Erfüllung gehen zu sollen. Unser Jüngling war in die Jahre gekommen, wo der Beruf sich entscheidet. Hätte er die Welt dabei um Rat gefragt, sie würde ohne weiteres geantwortet haben: Du bist der Erstgeborene eines fürstlichen Hauses, mit allen Eigenschaften geschmückt, die den weisesten Regenten versprechen, du bist von deinen Untertanen verehrt und geliebt, von deinem eigenen Vater sehnlichst zum Nachfolger gewünscht. Die glücklichste Lebensbahn, welche die Welt zu bieten vermag, steht dir offen. Wie kannst du anstehen, den Fingerzeig des Himmels zu erkennen und die Krone anzunehmen, die er dir beschieden?

Doch die Gedanken Gottes waren andere. Zu Höherem hatte er ihn berufen und deshalb die Weltliebe von ihm hinweggenommen und ihn sobald durchdrungen von dem alleinigen Werte des Ewigen. Es erwachte in Aloysius die Sehnsucht, allen irdischen Hoffnungen zu entsagen und in der Abgeschiedenheit eines Klosters nur nach der unvergänglichen Krone zu streben. Um jedoch in einer so wichtigen Angelegenheit den göttlichen Willen zu erkennen, nahm er seine Zuflucht zum Gebete und suchte durch häufigen Empfang der Sakramente, durch Bußübungen, durch Anrufung Mariens, die wir in der Litanei ja als den Sitz der Weisheit preisen, sowie durch den Rat seiner christlichen Mutter und frommer Ordensmänner das Licht von Oben auf sich herabzuziehen.

Wer Gott so aufrichtig sucht, der wird ihn finden. Es war am Feste Maria Himmelfahrt, als Aloysius nach Empfang der hl. Kommunion deutlich die Stimme in sich vernahm: „Die Gesellschaft Jesu ist es, in welche du eintreten sollst. Eile unverzüglich zu deinem Beichtvater und teile ihm dieses mit."

Infolge dieser höheren Eingebung war für ihn jeder Zweifel gehoben. Aber andere Hindernisse stellten sich in den Weg. Aloysius eröffnete das Vorhaben dem Vater; mit Entschiedenheit wies der stolze Mann, der ganz andere Wünsche und Hoffnungen hatte, das Ansuchen ab.

Die Familie Gonzaga kehrte 1584 nach Castiglione zurück und der Markgraf versuchte nun alles, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen; er trug ihm wichtige Geschäfte auf, sandte ihn mit großem Gefolge nach Mailand, Mantua und zu verschiedenen Fürsten Italiens, um sie in seinem Namen zu begrüßen, denn er hoffte, die bunten, schimmernden Bilder der Welt würden die trüben Klostergedanken bald aus dem jugendlichen Herzen verdrängen. Aloysius tat alles, was man verlangte, entzog sich keinem Befehle und blieb doch treu seinem Entschlusse, eingedenk der Worte des Herrn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert."

Und Gott, der die Herzen der Menschen gleich Wasserbächen lenkt, erhörte endlich das Flehen seines Dieners. Es änderte sich plötzlich des Vaters Sinn. Von Schmerz erschüttert, ließ er sein Kind vor sich kommen und sprach: „Mein Sohn, du hast das Herz mir verwundet; ich liebe dich, ich habe dich stets geliebt, wie du es verdienst; ich gründete auf dich alle meine und meines Hauses Hoffnungen. Aber da Gott dich ruft, will ich dich nicht abhalten, ihm zu gehorchen. Gehe, mein Kind, gehe, wohin deine Sehnsucht dich zieht, ich gebe dir meinen Segen."

Aloysius, der 18jährige Erbfürst, leistete zu Gunsten seines jüngeren Bruders Rudolf auf die Erstgeburtsrechte feierlich Verzicht, und freudig, als ginge es aus der Verbannung in das Paradies, zog er aus der Welt ins Kloster.

Im Jahre 1585 trat er in Rom in das Noviziatshaus der Gesellschaft Jesu ein, um sich durch demütigen Gehorsam, strenges Leben und eifriges Studium zum Priesterstande vorzubereiten.

Wir wollen an diese Erzählung für heute einige Erwägungen knüpfen.

Wir haben eben gesehen, daß der Vater des jungen Aloysius sich dem Priesterberufe seines Sohnes so lebhaft widersetzte. Aloysius war eben ein reiches Fürstenkind, und das sollte ein armer Priester werden? Nun und nimmermehr. Daß eine solche Idee überhaupt sich festsetzen könnte in dem Kopfe seines Erstgeborenen, das ging dem vornehmen Weltmanne, wiewohl er ja sonst recht gläubig war, über alle Begriffe. Ohne Zweifel herrscht auch heute noch in vornehmen, selbst katholischen Kreisen eine ähnliche Anschauung. Denn wie wollen wir es sonst erklären, daß die Kinder reicher Leute, denen die materiellen Mittel zum Studium leichter zu Gebote stehen, verhältnismäßig seltener Geistliche werden. Das ist ja an und für sich, auch vom natürlichen Gesichtspunkte betrachtet, für die Kirche Gottes ohne Schaden, denn die Lehrer an den Elementarschulen und Gymnasien können bezeugen, daß der liebe Gott Klugheit und Scharfsinn, Geisteskraft und Herzensbildung unter den Kindern noch lange nicht verteilt nach Maßgabe der Goldstücke, welche die Eltern besitzen, aber wie die große Welt

einmal ist, daß in ihren Augen ein „tüchtiger" Mann und ein „reicher" Mann ganz dasselbe bedeutet, so trägt sie diese Anschauung eben leicht auch auf das Priestertum der katholischen Kirche über. Da kann man denn besonders von den Halbgebildeten so oft die geistreich scheinende Bemerkung hören: „Was wollen denn die Geistlichen uns belehren, die sind ja gewöhnliche arme Kinder, die mit anderer Leute Geld studiert haben, ohne Wissenschaft und Bildung."

In der Tat, wenn Leute in einem andern Lande solches hören und lesen, sie müssen ohne Kenntnis der Sachlage wirklich glauben, die Geistlichen hätten kaum die dritte Klasse des Gymnasiums absolviert; und doch hat jeder Priester hier in Deutschland wie jeder Arzt, Richter und Gymnasiallehrer acht Jahre das Gymnasium und drei Jahre die Universität besucht. Man scheut sich fast, diesen Gegenstand hier zu berühren, denn jedes fromme Gemüt weiß, daß es bei dem Priester nicht auf sein natürliches Talent und sein Wissen, sondern in erster Linie auf seine Weihe ankommt, die ihn aus der Welt heraushebt, um ihn zum von Gott bestellten und gesalbten Ausspender der hl. Geheimnisse zu machen.

Aber man muß auch solchen Punkten heutzutage seine Aufmerksamkeit schenken, weil man spöttelnd derartige Bemerkungen benutzt, um die Achtung vor dem Klerus zu untergraben.

Wer sollte nicht wissen, daß, wie zu allen Zeiten, so gerade heutzutage für den Priester eine hohe wissenschaftliche Bildung notwendig ist; aber hat man denn so ohne weiteres Grund und Recht, sie den Geistlichen abzusprechen! Ich weiß nicht, ob gerade die Theologen bei ihrem Austritt vom Gymnasium die schlechtesten Zeugnisse bekommen, oder ob vielleicht gerade dieser Stand die wenigsten aufweist, denen die mündliche Prüfung ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse wegen durfte erlassen werden. Ich weiß nicht, ob an den Universitäten die Theologen sich am seltensten an die Lösung der Preisaufgaben wagten oder ob nicht gerade bei der Bewerbung in der Philosophie, einer Wissenschaft, an der alle übrigen Studenten das gleiche Interesse haben müssen, die Studenten, die zum Priestertum sich vorbereiteten, die meisten, ja oft die einzigen waren. Und was des weiteren die wissenschaftliche Tätigkeit des Klerus anlangt, wer könnte hier einen begründeten Vorwurf erheben? Ach, wie manch ein Geistlicher möchte wünschen, es gönnten die täglichen Arbeiten ihm ein wenig Muße zum Studium; doch Krankenbesuch, Beichtstuhl, Unterricht, Predigt nehmen alle seine Zeit in Anspruch, und dennoch, welcher Wissenszweig weist eine größere Produktivität auf, als die Theologie?

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Klerus gegen derartige Angriffe eingehend zu verteidigen, nur noch eine Mahnung möchten wir an die christlichen Eltern, zumal an die frommen Mütter richten. Kann es etwas Schöneres für euch geben, als das Glück, einen geistlichen Sohn zu haben? Nun sehet, ihr guten Eltern, vielleicht keimt in einem euerer jungen Söhne der Wunsch, ein Priester zu werden, ihr hört es an seinen Aeußerungen, seht es an seinem frommen Wesen, könnt es ahnen aus seinen Spielen. Da aber kommt euch selbst der traurige Gedanke, wer soll in unsern Tagen noch sein Kind Priester werden lassen, wo so finster die Gegenwart, noch dunkler die Zukunft ist? O ihr Eltern, laßt diesen Gedanken nicht euern Sinn beherrschen, haltet eueren Sohn nicht ab, sondern pfleget den keimenden Beruf, wißt ihr nicht, was der Heiland sagt: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige."

Sollte er auch in diesem heiligen Berufe Kämpfe und Leiden finden, die frühere Zeiten nicht gekannt, wird er nicht bei jedem hl. Opfer derer gedenken, die ihm das Leben gegeben, und wenn ihr einen guten Priester mit erzogen habt, wird nicht sein Wirken in diesem erhabensten irdischen Berufe euch für Zeit und Ewigkeit zugute kommen?

Aber auch alle katholischen Gläubigen, die ja in gewisser Beziehung dem Priestertum ihr geistiges Leben verdanken, haben ihm gegenüber eine gar heilige Pflicht, die Pflicht des Gebetes. Schwer sind die Gefahren, die die Priester in unseren Tagen umringen, Gefahren des Glaubens, der Mutlosigkeit, des Verzagens. O, möchten doch die Gläubigen beten, daß alle ausharren in dem großen Geisteskampfe, daß sie desto treuer zusammenhalten und desto festere Wurzeln in dem Boden der unvergänglichen, von Gott gestifteten Kirche schlagen. Wenn Klerus und Volk vereint miteinander beten, vereint miteinander Opfer bringen, wie sollte dann der Sieg nicht unser werden?

Zum Kampf sind wir berufen als Streiter Jesu Christi, im Kampfe mehrt er unsere Kräfte und wirft den Feind zu Boden.

Auf Bergeshöhe, schildert P. Weiß schön, steht der Feldherr, indes im Tal das Schlachten wütet. Die Nebel wallen, Staubwolken und dichter Dampf verhüllen das Feld. Der Boden dröhnt, in seinen Grundfesten erbebt der Berg vom Donner der Geschütze, schrecklich hallt es wieder von den Höhen. Aller Herzen bangen beklommen, ihr sprachloser Mund, ihre forschenden Augen folgen unverwandt jedem Wort, jeder Miene des Feldherrn. In seiner Hand liegt Ehre und Freiheit des Reiches, an seinem Auge, von seinen Befehlen hängt das Schicksal von Millionen ab. Und er, der Feldherr allein, scheint inmitten des furchtbaren Ringens wie leblos und unempfindlich. Daß er nicht einen Augenblick die Ruhe und Umsicht verliere, darauf steht alles. Er schweigt und lenkt, und die Seinigen vollziehen mit Zuversicht und Treue seine Befehle. Und bis der Abend dämmert, ist Ehre und Freiheit und Leben gerettet, der Sieg errungen, der Friede wiedergewonnen.

Ein solcher Schlachttag ist für Gott die ganze Geschichte der Menschheit. Für oder gegen Gott stehen die Menschen, keiner ist unbeteiligt. Wir kämpfen für die Freiheit und das ewige Vaterland. Es handelt sich in dieser Schlacht um den Glauben an Christus und um sein Gesetz, Gottes Ehre, unser ewiges Heil, das ist unser Schlachtruf. Vom ewigen Throne herab leitet Gott selbst den Gang der Schlacht. An einem solchen Feldherrn zu zweifeln, muß jeder treue Kämpfer für unaustilgbare Schande halten. Daß jeder Wink von ihm für uns mit Opfern verbunden ist, dessen versteht sich Gott zu einem jeden seiner Getreuen. Daß aber auch der Sieg seiner und unserer Sache, der Sache des Christentums gewiß ist, das hoffen, das glauben, nein, das wissen wir alle.

Die Liebe aber bleibt.

Man liest zuweilen, daß Sozialdemokraten, zumal die auf der äußersten Linken stehenden Radikalen, in Stadtverordneten- oder Gemeindevertreterversammlungen Anträge auf Entfernung von Ordensschwestern aus Krankenhäusern, Altmännerheimen, Asylen etc. stellen. Beim Lesen dieser Berichte kommt einem doch manchmal der Gedanke: Sind diese Anträge auch wohl wirklich, wenigstens, soweit die intelligentesten Genossen sie aufs Tapet bringen, ernst gemeint, oder sind sie nur so Säbelgerassel, um die an der Wiege der Sozialdemokratie stehende, mit der materialistischen Weltanschauung von selbst gegebene, in früheren Jahren durch religions- und kirchenfeindliche Schriften in diesen Kreisen besonders gepflegte Abneigung gegen das Christentum, noch einmal öffentlich zu bekunden, eine Kokarde, die, wie das rote Bändchen im Knopfloch, den waschechten Sozialdemokraten vor der Oeffentlichkeit markieren soll? Denn bis dahin für ein von Ordensfrauen geleitetes Lazarett gegebene städtische Zuschüsse abzulehnen, ist ein billiges Vergnügen und erscheint in gewissen Kreisen volkstümlich, da es ja durchgehends nicht gerade die Arbeiterfamilien, als deren Freund man auftritt, sondern bürgerliche Häuser trifft.

Ich weiß nämlich nicht, ob mit der Erfahrung, die die Sozialdemokratie, zumal bei ihren konsequentesten, dem Kommunismus zustrebenden Anhängern, die da als Weltverbesserer und Menschenbeglücker auf der Bildfläche erscheinen, Staat zu machen ist, erst recht auf einem Gebiete, wo das zarteste der Menschenseele, die Nächstenliebe und das Mitleid seine Pflege findet. Was würde z. B. in der Schule eines „Hölz" und anderer derartige Leute erzogene Genossen an Stelle der barmherzigen Brüder für prachtvolle Krankenwärter abgeben, und Krankenpflegerinnen aus dem Erziehungshause der redseligen Klara Zetkin würden gewiß die der Ruhe bedürftigen Kranken mit klösterlichem Stillschweigen umgeben.

Man möchte meinen, besonnene Führer, auch der Sozialdemokraten sehen heute ein, daß auch in der neuen Welt, die sie aufbauen wollen, die Liebe ein Faktor ist, mit dem die menschliche Gesellschaft heute, wie zu allen Zeiten rechnen muß. Der geld- und genußsatte rationalistische, wegen seines mangelnden Verständnisses für die Bedürfnisse und das Empfinden des Volkes so schnell bankrott gegangene Liberalismus des vergangenen Jahrhunderts möchte in der öden Kulturkampfszeit sich auch für Klosterstürme begeistern. Der Sozialismus aber, der doch die Volksseele zu kennen behauptet, wird sich kluger Weise vor solchen Dummheiten in acht nehmen. Er hat zudem in der kurzen Zeit, wo er mit am regieren ist, schon viel Wasser in seinen Wein schütten müssen, und gelernt, daß auf die Dauer nicht der Klassenkampf und die in ihm liegende Unversöhnlichkeit, sondern zuletzt doch die Liebe die Siegerin und die Bringerin des wahren sozialen Friedens sein wird. Daß diese reine Lilie der Liebe aber nicht wachsen kann auf einer materialistischen, den Genuß über alles stellenden und ihn erstrebenden Weltanschauung, das hat uns mehr als einmal die Geschichte gezeigt. War nicht das in Egoismus und Genußsucht versunkene Römertum eine Welt ohne Liebe, und deswegen allein schon eine für den Untergang reife Welt?

Nun erinnere ich mich, vor vielen Jahren in einem heute noch beachtenswerten Büchlein: „Die Quintessenz des Sozialismus" von Schäffle einmal gelesen zu haben: Man könne es vielleicht in der Welt mit dem Sozialismus einmal versuchen, wenn die Sozialisten keine Egoisten wären. Ich weiß nun nicht, ob die Sozialisten nach den bisher in die Erscheinung getretenen Erfahrungen behaupten wollen, es gäbe nur wenige Egoisten unter ihnen, die Masse schlüge sich für die Ideale der Zukunft, die erst die ganze volle Menschenbeglückung bringe, in die Schanze. Bestehen aber bleibt, wo Egoismus ist, da ist keine Liebe, denn die Liebe lebt vom Opfer, der Egoismus aber sucht das Eigeninteresse und legt sich nur ein Opfer auf, wenn das irdische Eigeninteresse dadurch gewinnt.

Nun aber hat in den letzten 80 Jahren das Ordensleben gerade nach der Seite der barmherzigen Liebe zu Armen und

Kranken einen solchen Reichtum an Blüten getrieben, daß die Welt staunend und bewundernd vor ihm steht.

Ich fasse nur unsere Erzdiözese ins Auge und finde darin die ums Jahr 1855 gegründete Genossenschaft der armen Dienstmägde Christi mit 88, die im Jahr 1840 in die Erscheinung tretenden Schwestern vom hl. Karl Borromäus mit 18 Häusern, die der Augustinerinnen, 1870 gegründet, mit dem Mutterhause in Köln auf der Severinstraße mit 36, die 1858 gegründete Genossenschaft desselben Namens mit dem Mutterhause in Neuß mit 59, die im Jahre 1852 von der Mutter Franziska Scherpier gegründete Genossenschaft der armen Franziskanerinnen zu Aachen mit 49, die um dieselbe Zeit gegründete Genossenschaft der Franziskanerinnen mit dem Mutterhause in Olpe mit 46 Niederlassungen, die um das Jahr 1865 in Köln gegründete Genossenschaft der Vincentinerinnen mit 50, die Genossenschaft der Cellitinen in der Antonsgasse in Köln mit 18, in der Kupfergasse mit 35 Niederlassungen, also 399 Stätten, an denen tausende Ordensleute das Werk der Caritas in den verschiedensten Formen üben.

Dazu kommen noch außer der Genossenschaft der Schwestern vom guten Hirten, die sich der gefährdeten weiblichen Jugend annehmen, die Schwestern vom armen Kinde, der christlichen Liebe, die Töchter vom hl. Kreuz etc., die neben der Armen- und Waisenpflege auch eine ersprießliche Lehr- und Erziehungstätigkeit ausüben.

So ist heute fast kein Dorf ohne barmherzige Schwestern. Und welch einen Segen sie in die Häuser, wo Arme und Kranke sind, durch ihre Liebe bringen, das wissen weniger diejenigen, die in Volks- und Ratsversammlungen einen großen Mund haben, als die leidenden Menschen, bei denen sie die Nächte gewacht, die ihre linde Hand empfunden, in ihr mitleidiges, liebevolles Auge gesehen, den Schritt dieser Friedensboten mit Freuden alle Tage begrüßt und denen sie in der dunklen Stunde des Sterbens tröstend und betend zur Seite gestanden haben.

Die Liebe aber, die sich in diesen Genossenschaften verkörpert hat, und durch deren Mitglieder überall in die Erscheinung tritt in Stadt und Land, ist eine Macht geworden, mit der auch die Sozialdemokratie rechnen muß und die lahm zu legen sie sich kluger Weise hüten wird, sicher, ehe sie einen Ersatz dafür geschaffen oder gefunden.

Und ob sie unter ihren von sozialdemokratischen Ideen durchdrungenen Genossen und Genossinnen einen solchen Ersatz findet, die Frage möge sie sich selber beantworten.

Wir wollen gewiß nicht so einseitig sein, zu behaupten, diese barmherzige Liebe fände sich nur bei den dem religiösen Ordensstande angehörenden Personen. Es gibt auch weltliche, viele in der Kranken- und Wohlfahrtspflege tätige Personen, die wegen ihrer opferfreudigen Liebe alles Lob verdienen, aber sie haben doch alle, mindestens zu 90 Prozent, Ideale, auch religiöse Ideale, aus denen sie ihre Begeisterung schöpfen. Auf dem Boden einer materialistischen Weltanschauung aber fänden sie für diese Begeisterung keine Nahrung, denn das Ideal des sogenannten Kulturfortschritts ist so matt und blaß, daß es niemanden anzulocken, sicher nicht auf die Dauer festzuhalten vermag. Dabei bleibt aber bestehen, daß, da die Gottes- und Nächstenliebe eine Tugend, die Pflege der ersten, wie sie mit besonderer Sorgfalt, weil sie Ziel des Ordenslebens ist, geübt wird, auch die letzte naturgemäß ihre höchste Blüte finden wird.

Wir sind auch nicht so voreingenommen, zu leugnen, daß es auch unter ausgesprochenen Sozialdemokraten Männer und Frauen gibt, so opferfreudig und hingebend für ihre Mitmenschen, so hilfsbereit und selbstlos, daß sie viele von uns, die wir die Religion der Liebe bekennen, auf das tiefste beschämen. Was wir aber leugnen ist das, daß die Sozialdemokratie solche Männer und Frauen in ihren Reihen gerade der materialistischen Weltanschauung, die sie als die ihrige verkündet, verdanken. Daß wir Menschen Brüder sind, hat Christus die Welt gelehrt, und was wir heute Humanität nennen, ist eine Blüte, die auf dem Baum des Christentums gewachsen. Die Sozialdemokraten vergessen nur zu leicht, daß viel Schönes und Gutes, was in ihren Reihen sich findet, eigentlich christliches Erbgut ist, und was ihre Ethik Menschenbeglückendes enthält, nicht der materialistischen, sondern der christlichen Denkweise entlehnt ist. Ist das doch gerade der Vorwurf, und nicht mit Unrecht, den sie uns machen, daß wir Christen vielfach mit der christlichen Weltanschauung im praktischen Leben nicht ernst machten.

Wollten die Sozialdemokraten, wo sie zur Herrschaft gelangten, gegen diese Institute der Liebe und ihre Trägerinnen vorgehen, sie würden an den meisten Orten einen Sturm der Entrüstung hervorrufen, der sie selber hinwegfegte. Gewiß, auch bei solcher Stimmung der Bevölkerung könnte der urteilslose, von rohen, durch leidenschaftliche Agitation geweckten Instinkte geleitete Mob noch Unheil anrichten, aber wenn wir den in Rechnung stellen wollten, so schreibt man eben keine Menschengeschichte, in der doch Vernunft und edle Gefühle eine Stelle haben, sondern die Geschichte vertierter Wesen.

Vielleicht würden viele von denen, die unentwegt zur Sozialdemokratie schwören und für die Entfernung der Ordensschwestern aus städtischen Krankenanstalten stimmen, wenn es, wie vor längerer Zeit in Westfalen, zu blutigen Kämpfen zwischen Ordnungstruppen und revolutionären Elementen gekommen, in solchem Falle noch froh sein, in einem katholischen Krankenhause als Verwundete oder Sterbende von der Hand einer barmherzigen Schwester verbunden und gepflegt zu werden, wie es damals wirklich manchen Kommunisten begegnet ist.

Wo wir diese Zeilen schreiben, lesen wir gerade in der Zeitung die Verurteilung der Männer, die bei dem Moerser Kommunistenputsch am 31. März den Gewerkschaftssekretär der Mehrheitssozialisten, Zimmer, wobei selbst entmenschte Weiber beteiligt waren, mißhandelt hatten. Das sind ja schöne Aussichten für die Verbrüderung der Zukunft und den Ersatz der christlichen Liebestätigkeit.

Vielleicht kommt die Sozialdemokratie noch zu der Ueberzeugung, die ihr berühmter Ahne, der Kommunist Proudhon, ein Mann, der, wie der Jude Max Nordau in Frömmigkeit, Tugend, das Vaterland, wie die Religion und die Liebe nur Masken und conventionelle Lügen sehen, bekennen muß: die barmherzige Liebe so vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Besitz, welche die Pflegerinnen ihrer Mitschwestern sind, bis einmal eine bessere Gesellschaft ihre Mitarbeiterin an dem Werke der Liebe wird, rührt mich im Innersten und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohnes oder der Verachtung entflösse, während ich von den Pflichten spreche, welche diese edlen Frauen mit so viel Liebe erfüllen, ohne daß jemand oder irgend etwas sie dazu nötigte. O ihr heiligen und heldenmütigen Frauen, eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt und wir sind es, wir elende Forscher, wir falsche Philosophen, falsche Gelehrte, welche die Vergeblichkeit eurer Anstrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euren Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhören können, was der Höllengeist der heutigen Gesellschaft auch gegen euch mir in die Seele und auf die Zunge wirft."

Bemerkenswert ist, daß der geistreiche, jetzt als Aufbauminister vielgenannte Walther Rathenau einmal auf den Vorwurf, daß er ein Jude sei, die Antwort gibt: Die Synagoge binde ihn nicht. Was im Vordergrunde stehe, sei das Wort Ahabta: „Du sollst Liebe üben," das Gebot Jesu Christi.

Der berühmte Dominikanerpater Lakordaire hat einmal den schönen Ausspruch getan: „On pouvait resister à la grace, à la raison, mais qui resistera à la charité?" „Man kann widerstehen der Wahrheit, man kann widerstehen der Gnade, aber niemand kann widerstehen der Liebe!" „Pour quoi hair ceux, qui font du bien? Pour quoi tuer ceux, donnent leur vie?" „Warum also diejenigen hassen, die Gutes tun, diejenigen töten, die für andere ihr Leben opfern?"

Die im Opfertode Christi gründende Liebe hat einst die Welt gerettet und erneuert, auch heute vermag sie es noch und gerade die Ordensleute sind es, die mit ihrem Sauerteig der Liebe wieder in Stadt und Land die Gesinnung der Weltleute durch ihr Beispiel durchdringen müssen.

Nur vor zwei Dingen müssen die Ordensleute sich hüten: 1. daß sie nicht vom Weltgeist angesteckt, in ungesundem Erwerbsgeist die klösterliche Armut in den Hintergrund stellen, und 2. daß der Geist wahrer Gottes- und Nächstenliebe ihnen nicht verloren geht. Denn darin liegen die Angriffspunkte, an denen man in ihre schöne Gottesburg eindringen und sie zerstören kann.

Wer vom Leben nichts verlangt als Liebe zu Gott und zu seinen Mitmenschen, der ist unangreifbar und unüberwindlich. „Fürchtet nicht die, die den Leib töten, aber der Seele nichts anhaben können," sagt der göttliche Heiland.

Handel und Wandel.

5) Eine Erzählung von A. Kolping.

Am Abend des dritten Tages saß der Klaus mit der alten Mutter hinter dem erloschenen Ofen und betete mit ihr den Rosenkranz. Das war ihre Gewohnheit so abends vor dem Schlafengehen. Die Unruhe beider, die sie an dem Abende absonderlich geplagt, hatte sich über dem Beten gelegt. Ein Licht brannte nicht; doch schien der Mond durch's Fensterlein in die Stube und zeichnete den Webstuhl in abenteuerlichen Schattenriffen an den Boden und an die Wände. Da hallten kräftige Männerschritte den Weg entlang immer stärker dem Häuschen zu; ein langer Schatten flog am Fensterchen vorüber, während ein rasches Klopfen an die Scheiben erfolgte, und Klaus, der den Rosenkranz aus der Hand fallen ließ, sprang ordentlich in die Höhe und eilte, die Haustür zu öffnen, mit einer solchen Hast, daß er nicht einmal bemerkte, wie er das Spulrad umriß und mitten in die Stube schleuderte. Die Mutter blieb auch mitten im „Ave Maria" stecken, so vielseitig es ihr durch die zitternden Glieder. Aber der Dietrich war's ja auch, der den leeren Kiffenüberzug, worin er das Stück Zeug hinausgetragen, mit einer Schnur um die Schultern gebunden, wohlgemut ins Haus trat, wider alle Gewohnheit den Klaus bei dem Kopfe packte und den treuen Bruder kräftig ans Herz drückte. „Gelobt sei Jesus Cristus!" sagte er mit einem so aufgeräumten Herzen, wie es der Klaus nie von ihm gehört. Den überlief es mit nie gekannter Wonne, so das er zitterte und bebte. Die Freude, den Bruder wieder zu haben, ihn so wohlgemut wiederzusehen, erfüllte seine kühnsten Hoffnungen. — „Ist die Mutter noch auf?" lautete die erste Frage.